

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Artikel: Im Fischerhause
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-575578>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Fischerhause

Eine Dichtung von Ernst Zahn, Sössenen.

Nachdruck verboten.

1.

Ich will euch sagen, wo mein Hüttlein stand.
Kein Dorf war nah, kein Menschen-Meid und -Lärm.
Der Landersee nur spülte an den Strand.
Von nahen Halden schauten ein paar Fermen,
Behäbig, schlicht wie mein Stück Eigenland,
Und Schneegebirg, umwallt von Wolkenschwärmen,
Umfürzt von Sternenlicht und Sonnenglut,
Bewachte, was mir Heimat war und Sut.

Zuweilen bei des Tages Niedergang,
Da Winde weit der Ferne Stimmen trugen
Und tiefe Klarheit Luft und Licht durchdrang,
Seschah's, daß Töne an das Ohr mir schlügen
Wie vieler Menschen frommer Betgesang.
Das war das Echo hehrer Orgelfugen,
Die zu Sankt Agatha, in dem Konvent,
Ein Mönch entlockte seinem Instrument.

Ich aber stieg in's Boot um diese Zeit,
Im blauen Grund die Netze auszulegen.
Den Vater schon kannt' man als Fischer weit.
Ihm tat der Sohn es nach. Und allerwegen
War man mit uns zu handeln gern bereit.
Mit meinem Handwerk blieb des Herrgotts Segen.
Nur — um den Menschen ist's ein eigen Ding —
Ich wurde über ihm ein Sonderling.

Ernst Zahn: Im Fischerhause.

Vielleicht war es der Ufer grauer Stein,
Vielleicht des Wassers sagendunkle Tiefe,
Vielleicht geschah's, weil ich so oft allein
Da draußen ruderte — es war, als schließe
In meiner Brust der Drang zum Menschen ein.
Als ob der See mich immer wieder riefe,
Säß ich im Nauen tagelang und sann
Und fuhr erst heim, wenn Nacht ihr Schwarzenz spann.

So blieb zur Zeit, da andere zum Herd
Ein Weib sich holen, meine Kammer öde.
Wagt' ich mich wo zum Tanz, war ich nicht wert;
Die Mädchen schalten linkisch mich und blöde.
Und, in mein Haus am Strand zurückgelehrt,
Nannt' ich die Welt da draußen falsch und schnöde
Und nistete mich mit Besessenheit
Noch tiefer ein in meine Einsamkeit.

Sie war gar warm. Mitleid verdien' ich nicht.
Vefa, die alte Magd, stand mir zur Seite,
Die bei der Mutter Mutter schon in Pflicht.
Ein kleiner Garten vor des Hauses Breite
Trug Ackerbäumen uns und Grüngericht.
Ein Saum von bunten Blumen aber reihte
Sich um den Nutzwuchs, und zu Füßen lag
Der See, der liebe See, uns Tag für Tag.

Ihr wißet nicht, was dieser See mir war,
Ob Sturm in seinem tiefsten Grunde wühlte,
Ob seine Wellen, wandernd immerdar,
Er mir wie schmeichelnd vor die Füße spülte,
Ob er mich ansah ruhig, groß und klar,
Als ob er jede meiner Sorgen fühlte.
Ihr wißt nicht, wie in seiner blauen Flut
Es wie die Lösung aller Rätsel ruht.

Mit ihm hielt Zwiesprach ich, wenn Dämmerung
Aus den fröhldunkeln Alftälern spähte
Und mit all seines Lichts Verzettelung
Der Tag in's Wasser lauter Rosen säte.
Der Firne greise Häupter wurden jung
Und glüheten. Und der letzte Wind verwehte.
Jedoch mein See sah nachdenksam mich an
Und fragt: Was ward dir heut zuleid getan?

2.

Das war in einer Nacht im Wintermond.
 So dunkel stieg noch keine aus den Schlüsten.
 Wie Raubgesindel, das kein Leben schont,
 Heulten die Stürme in den Felsenküsten.
 Dem Axen, der sonst so unnahbar thront,
 Brach Stein um Stein aus den granitnen Hüsten;
 Denn wie ein wildes Tier mit Schlag und Biß
 Fiel ihn der See an in der Finsternis.

Ich saß daheim, vor mir das heilige Buch.
 Vesa, die Magd, in einer Ecke kauernd,
 Hüllte sich fester in ihr Wintertuch
 Und frug zuweilen, vor Entsetzen schauernd:
 „Slaubst du, Hans Stolz, an Weltenniederbruch?“
 Doch ich, mit meinem Glauben mich ummauernd,
 Las leise ihr die Bibelfstelle vor,
 Wie Christus, unser Herr, das Meer beschwore.

Da klopft's — Ich hör' es wie an jenem Tag.
 Erst meinten wir, es sei der Sturm gewesen —
 Und klopft noch einmal ganz verwirrt und zog.
 Vom Buch aufsehend hör' ich auf zu lesen
 Und höre abermals den leisen Schlag.
 Ich glaube nicht an Spuk und Zauberwesen.
 Doch weiß ich, daß mein Sinn mich nicht betrog:
 Ein sondrer Zwang war's, der zur Tür mich zog.

Ich öffnete und sah — Barmherzigkeit! —
 Ein Mägdlein vor mir stehn, noch Kind an Jahren.
 Das Wasser rann ihm von Gesicht und Kleid.
 Sturmfäuste hatten in den blonden Haaren
 Gewühlt, und Schreck und Wegverlorenheit
 Sprach aus den Augen, aus den fröhlichkeitlaren.
 Sie flüsterte: „Ihr seid wohl hier der Wirt?
 Gebt mir ein Dach! Ich habe mich verirrt.“

Eintreten hieß ich sie. Und Vesa kam,
 Wehleidend, wie es alter Weiber Sitte,
 Und sorgte für die Fremde mitleidsam,
 Daß sie nicht länger Frost und Nässe litt.
 Verwirrung noch im Angesicht und Scham,
 Sah ich das Kind stehn in der Stube Mitte.
 Und nun war doch mir, als ob eine Fei,
 Ein elbisch Wesen bei mir Gastin sei.

Das ging vorüber; denn bald ward uns kund,
Welch armen Menschen wir bei uns geborgen.
Von Weinen zitterte des Kindes Mund,
Und es erzählte, wie am frühen Morgen
Aus einem Dorf im fernen Schächengrund
Es auszog, einen Heiltrank zu besorgen
Von einem Wundermann. Zu Haus war krank
Die Mutter und ihr letzter Wunsch der Trank.

Wir stärkten die Verirrte, hörten, wie
Die Wetter fast ihr Tod geworden wären.
Das blonde Haar floht neu in Zöpfe sie.
Jetzt lag's um ihren Kopf wie Sommerähren.
Jetzt sagte — solches Lächeln sah ich nie
Ein junges Menschenangesicht verklären —
Sie Dank uns, und jetzt frug, wie jäh erwacht,
Sie angstvoll: „Was wohl meine Mutter macht?“

Der Sturm indes erschöpfte seinen Grimm.
Noch war die Nacht zum Morgen nicht gediehen.
Doch unsren Kleinen, fremden Pilgerim
Ergriff — ich sah's — die Sehnsucht heimzuziehen.
Da sprach ich zu ihr: „Diesen Mantel nimm
Und laß uns gehn; die Spätnachtstunden fliehen.“
Wir schieden — noch gab Mondlicht schwachen Schein —
Und zogen schweigsam in das Land hinein.

3.

Alles ist Schicksal! Daz Regina Lot
In Sturm und Nacht ward in mein Haus verschlagen,
Daz, als sie heimkam, ihre Mutter tot,
Daz niemand war, nach ihr zu sehn, zu fragen,
Und sie nicht Heimat hatte mehr, noch Brot.
Ich hab' ihr eine Zuflucht angetragen.
Und einst trat sie bescheiden bei mir ein,
Um nicht mehr Gast nur, um — daheim zu sein.

Alles ist Schicksal. Segnen werd ich stets
Den Tag, der mir Regina zugeleitet.
Man sucht das Glück, man träumt's, und man erfleht's.
Noch hat die Hoffnung nicht das Herz geweitet,
Und siehe, eine dunkle Stunde sat's,
Und morgens liegt es golden hingebreitet.
Das Glück, die warme, liebe, helle Pracht
Hatte die Fremde in mein Haus gebracht.

Regina war nicht laut. Sie sprach nicht viel.
 Es blieb um sie wie eine leise Trauer.
 Sie schien unendlich froh um ihr Asyl;
 Denn ihre Dankbarkeit ward niemals lauer.
 Arbeit und Dienen schien ihr Lebensziel.
 Niemand war treuer, niemand pflichtgenauer,
 Und ihre schmale Hand, so sanft und weich,
 Flocht lauter Rosen durch mein kleines Reich.

Ich seh sie sitzen auf der Bank am See.
 Die Sonne liegt auf ihren goldenen Haaren.
 Die Wange, schmal und zart ist weiß wie Schnee.
 Sie lächelt — sieht vom Fang mich heimwärts fahren.
 Jetzt, wie am Ufer ich vor Anker geh,
 Erhebt sie sich mit kindlichem Gebaren,
 Kommt still herunter, wird ein wenig rot,
 Reicht mir die Hand und hilft mir aus dem Boot.

Ich seh im Nauen sie. Mein Ruder ruht.
 Sie sitzt vor mir. Der See ist eingeschlafen.
 Sie taucht die Hand in seine blaue Flut
 Und senkt die Augen, die mich flüchtig trafen.
 Es hat zu Worten keines recht den Mut.
 Wie eine Herde von milchweißen Schafen
 Treibt Wind ob uns ein Häuflein Wolken her.
 Ein Alphorn tönt, vertraut und sehnsuchts schwer.

Sie war so jung und war mir wie ein Kind.
 Ein Weilchen ging sie noch zur nächsten Schule.
 Jedoch wie rasch doch abgesponnen sind
 Der Kindheit Garne von der Zeiten Spule!
 Jetzt ward ihr Kleidchen lang und flog im Wind.
 Jetzt schien sie reif schon, daß ein junger Buhle
 Sich möchte müh'n um sie. Doch stand ihr Sinn
 Nach Männern nicht, noch tändelndem Beginn.

Zuweilen war, wenn ich ihr Liebes tat —
 Und Vesa schalt, daß ich sie sehr verwöhnte —
 Sie mir mit Tochterzärtlichkeit genah.
 Ich weiß noch, wie es mir den Tag verschönte,
 Als eines Morgens früh sie zu mir trat,
 Mich ernstlich schalt, daß ich der Schenklust frönte,
 Und plötzlich in des Herzens Überschwang
 Die Arme fest mir um den Nacken schläng.

Es kam, es kam: Ich schelt mich hart darob.
 Von meinem Herzen sprang die spröde Rinde,
 Und in ihm sauchzte lauter Lust und Lob
 Für alles, was an meinem Findelkinde
 Zu einem Gottgesunken sich erhob.
 Die Liebe spann um mich ihr Lenzgewinde,
 Und bald wußt' ich, daß an dem jungen Ding,
 Regina, meine ganze Seele hing.

4.

Ich war so eitel nicht und nicht so heiß,
 Daß ich, wie alles lag, nicht streng bedachte:
 Der Jahre Unterschied und gleicherweis
 Die Schuld, die mir das Mädchen willig machte.
 Ja, unerreichbar schien mir lang der Preis.
 Da kam die Stunde, die Entscheidung brachte:
 Es stellte sich ein fremder Freier ein,
 Ein reicher Mann. Regina sagte nein.

Und wieder weiß ich, als ob's heute wär:
 Der Freiersmann war just davongegangen.
 Wir saßen auf der Bank, und um uns her
 War Vogellied und Sommerblütenprangen.
 Ich aber tadelte Regina sehr,
 Daß sie den Werber besser nicht empfangen.
 „Ich weiß,“ sprach ich, „er ist ein Ehrenmann,
 Der mehr, weit mehr als ich dir bieten kann.“

Sie lachte fröhlich, doch in ihrem Blick
 Stand's feucht wie Tränen. „Soll ich Euch verlassen,“
 Frug sie, „der doch so wohl lenkt mein Geschick?
 Hier ist mein Heim. Ich könnte es nicht fassen,
 Müßt ich hinaus. Mir bangt vor Schlamm und Schlick,
 Die trügerisch liegen in den fremden Gassen.
 Hier ist der Boden sicher, rein und fest.
 Ihr singt ein Vöglein. Laßt's in seinem Nest!“

Mir pochten meine Pulse. Mühsam hielt,
 Was in mir jubelte, ich noch darnieder.
 Regina saß, das Haar vom Licht umspielt,
 Gesenkt die seidenhellen Augenlider.
 Selassen, als sei Friede ganz erzielt,
 Wogte die Brust ihr unterm dunkeln Mieder.
 Da rang sich jach mir das Geständnis frei,
 Daß sie mir auf der Welt das Liebste sei.

Ich sah wohl, wie sie bang ward und verwirrt;
 Denn sie fuhr zitternd auf von ihrem Sitz.
 „Verzeih,“ sprach stotternd ich, „ich hab geirrt!“
 Und hörte mich ob meinem Äberwitz.
 Doch sie, die jungen Lippen sanft umflirrt
 Von eines güt'gen Lächelns blassen Blitze,
 Erwiderte: „Sebt mir ein Weilchen Zeit;
 Denn so weit dacht' ich nicht. Nein, nicht — so weit!“

Nun nennt mich einen Narren! Angeheilt
 Von ihrem kindlich schmerzlichen Erschrecken,
 Begann ich wie nach Nebel, der enteilt,
 Nach einem Traum die Hände auszustrecken,
 Und wie kein Freund mein Schicksal je geteilt,
 War keiner nahe, mich noch aufzuwecken.
 So, als Regina sprach: „Nimm mich denn hin,“
 Empfing ich jauchzend, was mir Liebe schien.

Es war ja Liebe — nur verschieden ganz
 Von dem, was ich in meinem Traum erwartet.
 Es war wie einer reinen Kerze Glanz,
 Wie eine Hostie war es geartet.
 Ein Weib dacht' ich zu schmücken mit dem Kranz
 Und warb ein Kind, das jeden Fehls entschartet,
 Mir seine Seele aufstat angelweit,
 Darin Geduld nur war und Dankbarkeit.

Die Glocken sangen von Sankt Agatha,
 Als ich Regina zum Altare führte,
 Und jene hehre Orgel hört' ich nah,
 Die aus der Ferne sonst das Herz mir rührte.
 Ich kann nicht sagen, wie mir da geschah.
 Ich weiß nur, daß ich keinen Wunsch mehr spürte.
 Mir schien das Allerheiligste enthüllt
 Und jede Sehnsucht, jeder Traum erfüllt.

5.

Das Glück der Menschen ist ein Meteor.
 Das meine aber leuchtete zwei Jahre,
 Und ungenügsam komme ich mir vor,
 Daß ich nun klage, da das wunderbare
 Im Nebel des Gewes'nen sich verlor.
 Hilf mir Erinnerung: Und sieh, ich fahre
 Mit meinem Nauen wieder aus zum Fang.
 Regina bei mir, ruder' ich stundenlang.

Sie führt die Nadel, während Netz um Netz
Ich in den abendlischen See versenke.
Nie stört mich je ein müßiges Geschwätz.
Wenn ich den Blick nach ihrem Platze lenke,
Nicht sie mir zu — so scheint es ihr Gesetz —
Als wünschte sie, daß Gott mir Fangglück schenke.
Doch spricht sie einmal, ist's ein Wort allein:
„Wie gut! Ich darf so viel nun bei dir sein!“

Mir nahe sein, das schien ihr Wunsch und Not.
Nie ging vom Haus sie ohne mein Beileite.
Wenn auf dem Kirchgang ich die Hand ihr bot,
Schrift wie getröstet sie an meiner Seite.
Jedoch am liebsten saß im Abendrot
Sie neben mir am See und sah in's Weite.
Und oft an mich geschmiegt, sprach seltsam sie:
„Wie gut du zu mir bist, vergess' ich nie.“

Sie diente mir wie eine treue Magd.
Sie schmückte mir den Tisch mit bunten Blüten.
Ich hör' die alte Vesa, wie sie sagt:
„Den Schatz, Hans Stolz, magst du dir sorglich hüten.“
Und ward ja selber fast vor Glück verzagt,
Wie sich die lieben Hände um mich mühten.
Nicht einmal in der beiden Jahre Lauf
Trieb Mißverständen uns ein Wölklein auf.

Da fiel mich eine Krankheit an und zwang
Auf's Lager mich für viele, viele Wochen.
Als ich genas, schien's, als sei lebenslang
Mir Arbeitslust und Arbeitskraft gebrochen,
Und doch war durch der Leidenstage Sang,
Da mich der Tod schon schien zu unterjochen,
Um mich bemüht die beste Pflegerin.
Regina dank' ich es, daß ich noch bin.

Sie tat ihr großes Liebeswerk ganz still.
Ich weiß, daß sie nicht schlief in vielen Nächten.
Die Sterne trug der Mattheit Leidjigill.
Doch wollt' ich ob des Opfers mit ihr rechten,
„Schiltst du,“ sprach sie, „weil ich dir treu sein will?“
Und schweigend mußt' ich Hand in Hand verschlechten
Und danken dem, der Welt und Herzen lenkt,
Dafß er soviel der Liebe mir geschenkt.

Als nun dem Leben nochmals ward sein Recht,
 Doch ich mein Handwerk noch nicht pflegen konnte,
 Riet mir die alte Vesa, einen Knecht
 Die Jagd zu lehren, meine liebgewohnte,
 Auf der Tieffische lustiges Geschlecht.
 Ich gab ihr zu, daß des Versuchs es lohnte,
 Und holte einen Burschen mir in's Haus;
 Sein Blick war hell und treu, sein Haar war kraus.

Laßt mich ihn rühmen; denn Jost Lier ist's wert.
 Ein Tell an Sliedern stand er hoch im Mauen.
 Ich hätte bessern Helfer nie begehrt.
 Arbeit war Lust ihm, früh von Tagesgrauen
 Bis spät, wenn Nachtvölk durch die Lande fährt.
 Auf Wort und Faust war wie auf Stahl zu bauen.
 Doch saßen abends feiernd wir am Tisch,
 Erlang sein Lachen lustig, quellenfrisch.

6.

Ich weiß nicht, wann ich es zuerst gewahrt,
 Ich sah es lang vielleicht und konnt's nicht glauben.
 Es war ja auch so tief verborgner Art,
 Sie wollten selbst nicht ihm, zu sein, erlauben.
 Es war so scheu und war so kinderzart
 Und fing doch an, mir meine Ruh zu rauben:
 Jost Lier und meine Frau — still, still, mein Blut! —
 Sie waren jung und wurden sich zu gut.

Sprecht nicht von Schuld! Man schilt auch nicht den Glaß,
 Der heimlich aufhellt einer Waldschlucht Schatten.
 Man schilt den Kranken nicht, den Siechtum faßt.
 Wer also weiß es, wann den ersten matten
 Lichtschein der Liebe, dieser Lust und Laßt,
 Die beiden Menschen zu erdulden hatten!
 Sie wehrten sich. Sie mieden sich. Und doch
 Sah ich sie unlösbar gespannt ins Joch.

Ich sah die Angst, die Qual, die sie ergriff
 Um meinetwillen, den sie liebten beide.
 Da stieg ich oftmals in mein plumpes Schiff
 Und fuhr hinaus mit meinem Herzleide,
 Lag wohl verborgen hinter einem Riff,
 Daß ihren Blick und Anblick ich vermeide.
 Und unter mir mein See, ein Zauberglas,
 Wies mir mein Antlitz, drin den Tod ich las.

Und wieder hob mein See zu reden an,
 Und seltsam rieselten im Grund die Moose:
 Schilt nur dich selbst! Du hast nicht wohlgetan,
 Reginas Los zu einen deinem Lose.
 Du fesseltest ein Kind. Es stirbt daran.
 Und als ob sich die blaue Flut erbose,
 Ward dunkel sie und trüb. Ich sah hinab:
 Da lag es wie all meiner Hoffnung Grab.

Einmal am Abend kehrt' ich spät nach Haus.
 Mein Fenster leuchtete mir rot entgegen.
 Der Nauen lief auf Sand. Nun stieg ich aus.
 Da hörte ich am Gartenzaun sich's regen;
 Regina war's. Sie trat ganz still heraus.
 Ich sah wie bang die Hand auf's Herz sie legen.
 Dann kam sie langsam, langsam auf mich zu
 Und sagte ernst: „Wie lange säumtest du!“

Ich redete mich aus, daß weiter ich
 Als sonst wohl ausgeworfen meine Netze,
 Und strebte heimzu, allein — wunderlich —
 Sie hält, als ich den Fuß nun weiter setze,
 Mich fest. Ich frage: „Kind, was ist dir, sprich?“
 Dabei wird mir, als ob ein Reh ich hetze.
 Sie aber, ihre Wangen gramverdorrt,
 Spricht leise: „Nun ist's gut. Jost Lier ging fort.“

Ich frug nicht einmal um den Grund warum.
 So wacker ja, so treu kannt' ich die beiden,
 Daz ich durchsah ihr stilles Heldentum:
 Eh, daß ich selber sollte Kummer leiden,
 Nahm eins vom andern Abschied rasch und stumm.
 Nur — Liebe stirbt nicht, wenn auch zwei sich scheiden —
 So wußt' ich wohl, so treu Regina schwieg,
 An's Leben ging den beiden dieser Sieg.

An jenem Abend sprachen wir nicht mehr
 Von dem Geschehnis. Und mit gutem Willen
 Verhehlten wir uns unser Leid nachher.
 Ein jedes trug ein Jahr sein Kreuz im stillen,
 Und keinem schien je eine Müh zu schwer,
 Des andern Wünsche freundlich zu erfüllen;
 Denn unverändert blieb das eine doch:
 Es dachte eins vom andern gut und hoch.

7.

Ich sah sein Antlitz deutlich in der Nacht.
 Er stand weit draußen auf der weißen Straße
 Und sah herüber wie ein Mann auf Wacht.
 Mein Weib erblückt' ich auch, das angstvoll blaßte —
 Der Mond lag auf des blonden Scheitels Pracht —
 Sie stand, als ob ein Schwindel sie erfasse,
 Selehnt an's Fenster und, wie ich, gewahr,
 Wer jener Fremdling in der Straße war.

Seitdem erkannte ich, wie friedelos
 Sich ihre beiden jungen Seelen suchten.
 Und in mir wuchs ein Sturm so wild und groß,
 Wie keiner schäumte in den Heimatbuchten.
 Es schrie mein Herz. Mein Auge überfloß.
 Und Haß begann den Sinn mir zu durchwuchten.
 Und als ich loderte von Zorn und Weh,
 Fuhr ich zur Nacht hinaus auf meinen See.

Der lag ganz still und schlief doch nicht und war
 Nur dunkel, kühl und glatt und unergründet.
 Am Himmel stand ein Stern. Ich sah ganz klar
 Sein Abbild auch im Wasser angezündet.
 Um mich die Nacht war jeden Lautes bar,
 In ihrem Frieden alle Not gemündet.
 Nur wie von Christustränen dumpf und schwer
 Tönte noch Orgelspiel vom Kloster her.

Da wandelte sich in mir selbst etwas,
 Als würde Finsternis zu Sternenclarheit,
 Als löste in Ergebenheit sich Haß.
 Ich sah, wie alles kam, und sah die Wahrheit,
 Und Schuld und Pflicht, Irrtum und Unterlaß
 Tat sich mir auf in tiefer Offenbarheit.
 „Sieb,” sprach ich da zu mir, „den Weg doch frei,
 Und siehe, du befreist die andern zwei!”

Und nun ging mir der Atem ruhesam.
 Ich kehrte heim. Als mir am nächsten Morgen
 Regina stumm und bleich entgegenkam,
 Hab' ich ihr Haupt an meiner Brust geborgen.
 Und als ich sie so sicher an mich nahm,
 Schien sie ein wenig freier mir von Sorgen,
 Und unterwürfig, dankbar, wie erstaunt
 Sah sie den an, der ihr so mild gelaunt.

Wir lebten einen Tag noch, seltsam froh.
 Es war, als ob wir nie uns so entbehrten;
 Denn war allein das eine irgendwo,
 Folgte das andre schweigend dem Gefährten,
 Und keinen Wunsch verbarg das Auge so,
 Daz̄ wir nicht eins dem andern ihn gewährten.
 Es trieb uns etwas, nicht zu reu'n und ruh'n
 Und Liebes, nichts als Liebes uns zu tun.

Am Abend küßte ich mein Weib und stieg
 In's Boot, das mich so oft hinausgetragen.
 Regina stand, und ihre Lippe schwieg,
 Ihr Blick nur schien mich allerlei zu fragen.
 Ich focht noch einmal einen harten Krieg;
 Denn lieblich stand sie drüben, nicht zum Sagen,
 Und winkte noch mit ihrer kleinen Hand,
 Bis rudernd ihren Augen ich entschwand.

Und nun war ich auf meinem See allein,
 Gefahren aus, um nie zurückzukehren.
 Die tiefste seiner Stellen fiel mir ein
 Und wie dort Leid und Mann geborgen wären.
 Dann wehrte sich mein Mut, so feig zu sein.
 Hart griff ich in die Ruder, in die schweren,
 Und landete an fremdem Uferstüd.
 Das Boot stieß weit ich in den See zurück.

8.

— — — — —
 In einem Hüttlein am Vierländersee
 Lebt eine Frau ihr weltentwandeltes Leben.
 Sie sitzt am Strand am Abend je und je,
 Wenn sich die Fischerboote heimgegeben.
 Und immer ist's, als ob ihr Leid gescheh',
 Daz̄ an ihr Ufer keine Ruder streben.
 Ihr Blondhaar schlingt sich wie der Kranz um's Haupt,
 Der einer Mutter Gottes Stirn umlaubt.

Zu ihren Füßen liegt im See ein Kahn.
 Den brachten eines Tags ihr fremde Leute,
 Die leer ihn auf dem Wasser treiben sahn.
 Ward, der ihn ruderte des Wildsees Beute?
 Regina Lot denkt tausendmal daran.
 Doch immer wieder — morgen, gestern, heute
 Verwirft sie das: zu hohen Manneswert
 Und Kraft besaß, der ihr nicht wiederkehrt.

Und immer wieder, morgen, gestern, heut
Sintt sie und sucht sie über fernen Grenzen,
Vernimmt ein weit entlegenes Seläut,
Sieht Abend über einer Fremde glänzen
Und einen Wanderer, den sein Weg nicht freut,
Der heim denkt, wo den Himmel Berge kränzen,
Doch seine Straße fort zieht, Stück um Stück,
Und meint, es sei zu seines Weibes Glück.

Und eines andern Bild wird wieder wach.
In einer Nacht stand einmal er und spähte
Herüber auf ihr heimatliches Dach.
Nur einmal! Und als er zum Sehn sich drehte,
Vernahm sie niemals mehr von ihm darnach.
Regina flicht die Finger zum Gebete,
Weiß nicht, wer von den zwein der bessre Mann,
Und flüstert: „Gott behüte sie hindann!“

Der Abend brennt. Der rote Sletscherschnee
Flammt auf zum Himmel und entzündet diesen.
Die Feuerwölken spiegeln sich im See.
Regina sieht das Blut des Tages fließen,
Und wehmutsvoll beut sie ihm ihr Ade.
Ein Windlein flüstert auf den Aferwiesen.
Doch von St. Agatha die Orgel fällt
Darein und singt ihr Lied vom Leid der Welt.

Und war nicht Bürger und nicht Vagant . . .

Skizze von Elisabeth Görres, Stein a. Rh.

Nachdruck verboten.

Nach vierundzwanzig Jahren eines schicksalserfüllten Wanderlebens, auf Pfählen von sparsamem Gelingen und reicher Mühseligkeit geschaut, kam Leopold Münzinger wieder in sein Heimatstädtchen, auf einem grünen Wagen, mit fahrendem Volt, in seinem kleinen Rösser die Narrenanzeige, die seine Existenz bedeuteten. Und gewaltsam unpersönlich sich stimmend, als wollte er ein Schauspiel an sich vorüberziehen sehen, betrachtete Leopold Münzinger die krummen Gassen, die nach allen Himmelsrichtungen hinaufstiegen zu Waldbergen und Felsgeflücht und Firneigraten darüber, und fand kaum einen Pfahl, ein Meisterschild, einen Blumentopf von seinem Platz gerückt. Es war wie vor vierundzwanzig, wie vor hundert Jahren in dem Städtchen.

Langsam rumpelten die Gäule den

schwerfälligen grünen Wagen über den Marktplatz.

Da stand auf seiner Schmalseite, viersehrötig und zweckmäßig wie seine Bewohner, ein quadratisches Rathaus. Eine gediegene Handwerkskunst hatte es mit schönen Fensterrahment und Portalen versehen und die vordere Seite mit naiven Fresken geschmückt, Blätter zu der Geschichte der Stadt, Kriegs- und Reformationsereignisse in breiter Ausführung über dem Erdgeschoß und darüber der romantische Ratsschreiber Caspar Gabriel Häberli in prächtiger Raleſche, vier schwarze, hölzern galoppierende Rosse, die aus feurigen Nüstern schnaubten, davorgespannt, zu beiden Seiten zwölf pfauenfächerdwedelnde Neger und etliche große Säcke mit deutlich sichtbaren Golddukaten, ein Troß phantasievoll gepunkteter Orientalen